

Jennifer : kleine Waldläuferin

Autor(en): **Kaech, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jugend und Sport : Fachzeitschrift für Leibesübungen der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen**

Band (Jahr): **36 (1979)**

Heft 2

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-994538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jennifer, kleine Waldläuferin

Von Arnold Kaech, SAS Bern
erlebt und geschrieben 1937



General Henri Guisan in Magglingen. Arnold Kaech stellt ihm Sportstudenten vor.

trieb und dem Lärm der Städte. Sie kommen aus braunen, sonnenverbrannten Chalets, aus lärmigen Mietshäusern. Sie kommen aus der Fabrik, von der Schulbank, vom Pflug, von den Höhen der Alpen, den Ufern der Seen. Es sind Studenten, Angestellte, ruhige bedächtige Bauern, Arbeiter, Pfarrer und Lehrer.

Es gibt Champions unter ihnen und Ungeübte; Jünglinge in der ersten Blüte und Reife, ausgewogene Männer. Wir versuchen sie zu Leitern zu formen, zu Athleten zu schleifen. Wir versuchen vor allem, die Freude, mit der sie gekommen sind, aufblühen zu lassen. Wir lehren sie laufen, werfen, springen, klettern. Wir spielen unsere Spiele mit ihnen, prüfen ihren Mut und schliesslich ihr Können. Wir sind froh, wenn sie froh, und müde, wenn sie müde sind.

Und dann ziehen sie weiter. Ein bisschen strafender, aufrechter, als sie gekommen sind. Ein bisschen stolzer auch. Im Herzen tragen sie das Bild des Landes, das sie von den Jurahöhen aus sahen. In diesem Bild verschmelzen Landschaft, Rhythmus der Bewegung, Leidenschaft des Kampfes, Mühsal und Freude, Freundschaft und der Nachklang besinnlicher Worte zu einer Erinnerung. Diese Erinnerung haben sie ‚Magglinger Geist‘ getauft.»

1957 wurde Arnold Kaech von Bundesrat Kobelt zu seinem Generalsekretär berufen. Ob ihm die Berufung passte oder nicht, blieb ein Geheimnis. Die Gunst des Schicksals wollte es, dass

die ETS administrativ der Direktion der Eidgenössischen Militärverwaltung unterstellt war. So wurde er ihr übergeordneter Chef. Man ist versucht zu sagen, dass das Schicksal eigene Wege geht und in diesem Fall unter einem wahrlich guten Stern stand. Die ETS hätte in den vergangenen 22 Jahren wohl einen anderen Verlauf genommen, wäre Arnold Kaech im administrativen Bundesgefüge nicht am Schalthebel gestanden, der die Fahrtrichtung anzeigt. Ich war in all der Zeit Zeuge davon, wie meisterhaft er das tat, ohne grosse Worte, zurückhaltend fast, aber im Endeffekt wirksam, als Kenner der Materie und – mit Leib und Seele dem Sport verschrieben.

Nun geht also Arnold Kaech, wie es das Gesetz befiehlt. Aber wer geht eigentlich? Es ist der loyale Chefbeamte, der es tut. Der Sportsmann Arnold Kaech aber bleibt, auch unter uns. Er lief diesen Winter über 600 Trainingskilometer, um mit Sicherheit am Engadiner wieder unter drei Stunden zu laufen – eine ausgezeichnete Zeit für 30jährige. Er wird endlich wieder den sachebundenen Büro-Stilo mit der freien Feder vertauschen können. Und ich weiss, dass er zusammen mit seiner liebenswerten Gemahlin Loes immer weitere Kreise ziehen wird, in der Geographie der Welt und in der Welt des Sportes.

Die Sportschule dankt Arnold Kaech tiefsten Herzens.

Die Bahn fährt durch ein weites Waldtal von Banff, dem kanadischen Nationalpark in den Rocky Mountains, nach der Waldstation Lake Louis. Die Bahn ist eilig.

In blitzblanken Wagen eingeschlossen trägt sie eine kleine Welt Behaglichkeit, ein kleines Stückchen Stadt, Menschen mit allem, was sie sich zur Bequemlichkeit ausgedacht haben, durch den Winter. Ein dunkler Schienenstrang, entlang dem gefrorenen Fluss; eine weisse Landschaft, und Tannen, Stämme, Bäume. Die Menschen sitzen in ihren Sesseln, lesen ihre Bücher, sie essen, hier mitten im Schnee, grüne Gemüse, hören Musik aus fernen Städten. Ja, sie schreiben Telegramme, Briefe, die in ein paar Stunden, morgen, ihren Willen tätig werden lassen, irgendein Ereignis in der Welt hervorrufen. Ist es nicht eine Illusion? Ist es nicht ein ganz unwirklicher Traum?

Es scheint uns so. Wir sind ausgestiegen. Der Zug ist verschwunden, das Klopfen seiner Räder ist in der Stille versunken, der Wald verdeckt die Schienen, und wir stehen verloren im Schnee, wie der erste Mensch, der hier durchzog.

Die Welt, die durch den Willen des Menschen geschaffen wurde, hat uns fallen gelassen. Die Sprache, deren wir uns eben noch bedienten, gilt hier nicht mehr. Die Gesetze von Zeit und Raum sind mit einem Schlag geändert.

Wir ziehen in langer Reihe durch den Wald, Skooki zu, der alten Indianersiedlung, von der aus alle Jahre das Skooki Race, ein 15-Meilenlauf, nach Lake Louis geht. In langen, sanften Wellen steigt die Spur gegen die Berge zu, Berge, die in schroffen Aufwürmungen aus dem Dunkel der Wälder ragen.

Der Abendwind ist hinter uns. Wir schweigen und lauschen dem Stöhnen und Ächzen der alten Tannen, dem leisen Sausen unserer schmalen Langlaufski in der Spur. Wir rücken den kleinen Rucksack zurecht; eine lose Schnalle klappert. Der Atem steht in Silberwölklein vor uns. Wir halten, um Handschuhe anzuziehen. Kleine Ästchen fallen von den Bäumen. Wir sehen Hirsche, ganze Rudel, und die Spiegel flüchtiger Rehe. Ein mächtiger Elch knabbert im Unterholz einer Lichtung Birkenschösslinge. Gemächlich trabt er weg, wie wir uns nähern.

Dann kommt die Dämmerung. Sie steigt hinter uns herauf, überholt uns und steigt höher, zu den Gipfeln. Die Nacht kommt vom Flusse unten, wie eine steigende Flut, die allmählich alles eindeckt. Die Sterne, weisse Pünktchen nur vorher, bekommen Kraft; breite, blasse Lichtbänder ziehen durch den Himmel: die fernen Welten nähern sich. Und wir spüren sie. Die Nacht bringt uns den Dingen näher. Wir fühlen uns den Gestirnen verbunden, den Tieren des Waldes,

den Bäumen, dem Wind. Im dunklen Sausen lebt Manitu, der grosse Geist der Rothäute, der einst über diese Gründe herrschte. Er scheint seine Kinder zu rufen in dieser Stunde. Sie treten hervor aus dem fahlen Dämmer der alten Bäume, brechen aus dem wurzelumfangeichen Erdreich. Und mit ihnen stehen die ersten Weissen auf, die hier durchzogen. Axt und Büchse in der Hand; westwärts; immer westwärts, Tage und Wochen durch unermessliche Wälder, wilde Schluchten; bis das Gebirge hinter ihnen war, bis sich die Erde zum Ozean, den sie den Stillen nannten, niedersenkte. Sie liefen ihm entgegen, sie wateten hinein in die blauen Fluten und schöpften dankbar sein Wasser mit ihren Händen. Welcher Glaube, welche Zuversicht mag sie vorwärts getrieben haben, als das Gebirge immer mehr und mehr stieg, als die Pässe wilder und höher wurden? Was mag sie getrieben haben auf einem Pfad, der sich hinter ihnen schloss, und auf dem jeder Schritt voran die Zahl der Feinde hinter ihnen wachsen liess? Wie soll man es erklären? Sie liefen drängend, fiebernd, das Herz verloren an die Sehnsucht nach dem Neuen, an das grosse Abenteuer.

Wir schreiten durch die dunklen Wälder auf einen winzigen, einsamen Punkt, auf eine Hütte zu, wo Bill Dodge jetzt wohl Licht angezündet hat und Feuer macht. Wir gehen und sind verloren im unermesslichen Wald. Irgendwo auf dieser Erde gibt es Städte, liegen grosse, leuchtende Häusermeere. Doch für uns sind sie so fern und so nah wie die Sterne.

Wir sind zurückgefallen durch Raum und Zeit, und unsere Herzen gehören der unendlichen Weite dieser Nacht; sie gehören den Meeren, von denen her die Winde wehen, den Sternenswelten, all den raunenden, flüsternden Geistern der Vergangenheit. Unsere Körper freuen sich im rhythmischen Gleiten. Unsere Gedanken gehen hierhin und dorthin. Was mag uns bewegen? Ein Lächeln vielleicht, an das man denkt, ein Wort, ein Laut. Ein seltsam beglückendes Zusammenstehen von Haus und Baum und Strasse. Es braucht nicht viel, und das Leben steigt in uns empor als heisser Strom.

Wir sind nicht mehr weit vom Camp. Viele Zeichen deuten es. Da sind mehr Spuren im Schnee, abgeholzte Bäume, eine schwache Ahnung von Rauch in der Luft, der Geruch nach Stall. Und jetzt überholt uns jaulend und hetzend ein Hundeschlitten. Eine Gestalt, hinten auf den Kufen des gefährlich schwankenden Gefährtes stehend, ruft uns zu «Hurry up, boys!», bevor sie im Dunkel verschwindet. Zehn Minuten später treffen wir sie beim Abladen des Schlittens. Es war ein Mädchen.

Warm ist die Stube von Bill Dodge. Ein leeres Benzinfass der Ofen. Gott weiss, wie das hierher gekommen ist. Bill schnitzt einen Kochlöffel. Wir trinken Tee und wachsen die Ski.

Indiengeschichten kreisen. Erzählungen aus den Zeiten, als unten im Tal, wo jetzt die Canadian Pacific durchgeht, noch der Ochsenkarren fuhr. Geschichten auch aus den grossen Städten und fernen Ländern. Das Mädchen sitzt mitten unter uns Burschen und hört gespannt zu. Sie ist einzige Frau hier und hilft ihrem Vater die Wirtschaft besorgen, seit er Witwer ist.

Sie steckt in Hosen, die immer noch in die gleichen Pelzstiefel gezwängt sind, welche sie beim Schlittenfahren anhatte. Aus der hintern Tasche schaut ein grosses Messer. Das Hemd

ist rot und schwarz gewürfelt nach Cowboy-Art.

Lange nicht geschnitten, hängt ihr Haar in dichten Locken herunter wie sie so dasitzt, vornüber gebeugt, um besser zu hören, und den Sprechenden anstarrt. Als wir endlich aufstehen, um schlafenzugehen, kommt sie auf mich zu. Sie ist gross und stark. Sie lächelt und hat die strahlenden, grauen Augen und die energische Sicherheit der Goldgräberfrauen in den Büchern Jack Londons. «Would you do me a favour?» fragte sie.

«Sure, oh ja, natürlich; with pleasure», beeile ich mich im bestem Schulenglisch zu versichern. «Was ist es, das Sie wünschen?» stotterte ich. Sie, ganz ernsthaft: «Please jodle.» Da haben wir es. Das ist nun eine schöne Geschichte. Wir beide sind allein in der Stube zurückgeblieben. Es ist, als ob wir überhaupt ganz allein in der weiten Welt wären, und da soll ich nun vor diese kleine Waldläuferin hinstehen, die mich da so erwartungsvoll und zuversichtlich ansieht, und jodeln. Das ist unmöglich.

Ich höre das Wasser summen auf dem Ofen. Die Uhr tickt, die Decke kracht, der Wind schabt an den Ecken der Hütte. Es geht einfach nicht. Ich kann überhaupt nicht jodeln, und jetzt so wieso nicht.

Sie schüttelt den Kopf. «But you are Swiss, are you not?»

Ja, ja, natürlich, aber auch Schweizer können nicht immer jodeln. Da muss man sehr lustig sein, oder dann traurig und Heimweh haben; «homesick, nicht wahr?». Und dann muss man auf den Alpen stehen, im Sommer, wenn das Kraut so richtig saftig ist und die Bäche aus der Tiefe rauschen; man muss auf die Seen hinunterschauen, die Kuhglocken läuten hören und an etwas Schönes denken.

«Do you understand that?»

«Yes, but I would like to hear it so awfully much.»

Was hilft das Reden? Ich räuspere mich und kann mich nicht erinnern, je in meinem Leben verlegener gewesen zu sein als jetzt, wo ich den «Bueb vom Ämmital» anstimme. Dann wird «Dört änet am Bärli im Trueb» vorgenommen.

Sie steht vor mir und schaut mir zu, wie ich die Töne und Modulationen herausquetsche. Sie vergisst sich ganz vor Angespanntsein, so dass sie die Lippe hängen lässt und fast hässlich aussieht.

Und dann beginnt sie mitzusingen, und ich muss sie die Kehl-Jodeln lehren, sie will die Buchstaben wissen, die man mit hoher Kehlstimme zu singen hat, und möchte um jeden Preis korrekt jodeln. Wenn sie wüsste, was für ein stümperhafter Lehrmeister ich bin!

Doch ich gebe mein Bestes, das darf ich sagen. Schlussendlich lässt sie sich überzeugen, dass es schon ganz gut geht. Sie bedankt sich und sagt mir ihren Namen: «Jennifer», ob er mir gefalle? Jennifer mit Betonung auf dem i; Jennifer, wirklich ein schöner und aussergewöhnlicher Name; ein Name, der an schottische Märchen erinnert. Ein Name für eine Feenkönigin mit rotem Haar und grünen Augen und silbernen Spinnenfingern. Doch Feen gibt es hier drüben ja nicht, soviel ich weiss.

Bei den Indianern würdest du «Sonnenstrahl im Walde» oder «Leuchtender Stern der Nacht» heissen; oder «Schwellende Knospe der Freude». Sicher «Schwellende Knospe der Freude». Aber auch Jennifer ist schön; nur passt es nicht für deine braunen Wangen und breiten Schultern, kleine Waldläuferin.



Im Banff Nationalpark, Alberta, Kanada.

Sie ist stolz, dass mir der Name gefällt, will auch meinen wissen und erzählt mir dann, dass ich ausser den Schweizer Bergführern und ihren Frauen in Lake Louis sowie zwei Norwegern, die einmal vor vier Jahren mit einer staatlichen Jagdbewilligung hier durchgezogen waren, der einzige Ausländer sei, den sie kenne.

«And now you must tell me all about your country.»

Ich muss erzählen. Sie fragt und fragt. Der Docht der Petrollampe brennt herunter, der Ofen verlöscht, Mitternacht ist schon lange vorbei und sie will immer noch alles mögliche wissen: Ob wir in Städten leben, ob viel Wald sei und viele Flüsse, warum die Leute immer zum Skifahren in die Schweiz gingen, ob man dort früher heirate, ob es wahr sei dass jeder drei Sprachen spreche, ob die Berge grösser seien als hier, ob es auch Autos und Eisenbahnen gebe. Und als ich fertig erzählt habe, nimmt sie mich am Ärmel und führt mich hinaus vor die Hütte, wo die Bäume ringsherum im Mondschein stehen, fern die Berge aufragen und alles überspannt ist vom sternbesäten, lichten Himmel, vom gleichen Himmel, wie auch zu Hause über den Gipfeln der Schweiz.

«That is all my world», murmelt sie, als wir wieder hineingehen.

Und dann sagt sie, dass sie noch nie über Calgary hinausgekommen ist, dass sie nichts und nichts anderes kennt als den Wald, in dem sie geboren wurde und aufgewachsen ist. Und sie sucht von einem Brett an der Wand Prospekte herunter, welche sie auf dem Reisebüro in Banff geholt hat. Sie zeigt mir Kalifornien, San Franzisko, das Golden Gate, die hohen Häuser Chicagos, New York mit den Wolkenkratzern, der Trinity Church und den Villen am East River; aber dann Paris, die Riviera, Italien und die Schweiz; Graubünden sehe ich, und das Berner Oberland, den Vierwaldstättersee, Lugano. Und die ganze Sehnsucht ihres kleinen, jungen Herzchens nach diesen fernen Städten und Ländern breitet sich vor mir aus.

Mein Gott, ich habe das alles gesehen und es bedeutet mir nicht mehr als die Nacht in den Wäldern. Doch sie, sie gäbe ihre Seligkeit darum, aus ihren Bäumen herauszukommen und diese fremde Welt kennenzulernen, «the real world» wie sie sagt.

Skooki Race. Wir stehen am Start und warten auf Bill, der uns loslassen soll. Gegen zwanzig Burschen. Nummern haben wir keine. Wer zuerst in Lake Louis ist, hat gewonnen.

Jennifer, Jennifer, wo mag sie sein? Ich habe sie gesucht heute morgen in diesem kleinen Camp. Ich hätte ihr gerne noch irgend etwas gesagt: Dass unsere Welt nicht besser ist als die ihre, dass sie hier glücklicher und zufriedener sein wird, dass sie ihre Sehnsucht vergessen soll.

Sie war nicht zu finden. Ihr Vater sagte mir, sie sei mit den Hunden früh fort, wahrscheinlich um Hirsche zu füttern..

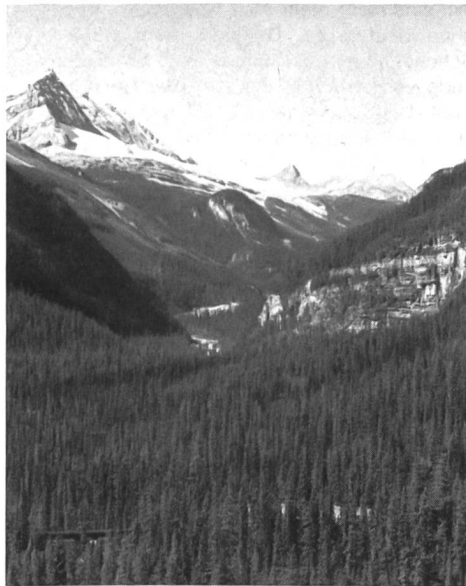
Wir stellen uns auf der Lichtung in eine Reihe. Wir wetzen die Ski und hängen an die Stöcke. Bill zieht seinen Revolver:

«Good-bye everybody; next year! Try to kill yourself!»

Er achtet darauf, dass wir schön in Linie ausgerichtet sind.

«Ready, boys!»

Er knallt seinen Revolver in die Luft. Das lange Rennen hat begonnen. In der wilden Hetze am Anfang stürmen wir in dichtem Knäuel. Doch dann wird die Spur schmal. Immer wieder fällt einer ab. Vorn bildet sich ein Grüppchen. Man beobachtet sich, und dann merkt man, dass es



gut rollt heute, dass man noch ein bisschen zulegen kann. Man ist an der Spitze. Die Ski gleiten gut bergab; nach jeder kleinen Abfahrt ist der Vorsprung ein bisschen grösser. Schon mehr als die halbe Strecke muss hinter uns sein, als ich auf eine Lichtung einbiege.

Da steht Jennifer im Schnee. Die Hunde hat sie angebunden und neben ihr ist ein Holzstoss aufgeschichtet. Das Haar hängt wieder herunter wie gestern abend. Ihr Gesicht ist rot vom Laufen im frischen Morgen. Den Lumberjacket hat sie aufgeknöpft.

So steht sie da, bis zu den Knien versunken, und streckt die Hände mit den dicken Pelzfäustlingen gegen mich hin und ruft mir etwas entgegen, das ich nicht verstehen kann. Ihre Stimme ist energisch, fast zornig. Sie steht dicht bei der Spur, doch so, dass ich sie nicht erreichen kann.

Ich weiss, dass ich jetzt anhalten sollte, dass ich etwas zu ihr sagen müsste, vielleicht die Hände, die sie ausstreckt, nehmen, ihre Schultern anfassen. Doch da sind zwei Burschen aus Vancouver, immer noch dicht hinter mir; da ist das Brausen des Blutes, mein keuchender Atem, das ist die seltsam verbissene Wut, die uns im Rennen überfällt. Ich winke, ich will auf Wiedersehen rufen; ich schaue zurück.

Sie steht noch immer gleich da, nur hat sie jetzt den Kopf nach mir gedreht.

«Good luck to you, Arnold», ruft sie dann und hebt den Arm.

Dann kommen Sträucher, Bäume; der Schweiss läuft mir in die Augen, ich muss die Stirne abwischen und zu den Füssen sehen. Vorbei.

Zwei Stunden später warte ich in Lake Louis auf den Zug. Ich habe das frische Hemd an, ich habe gegessen und bin zufrieden.

Eben als der Zug einfährt, sehe ich ein dünnes Rächlein hochsteigen aus der Richtung nach Skooki. Es steigt kerzengerade empor aus den Bäumen und schlängelt sich in den Himmel. Es wird dichter und stärker, und ich weiss, dass Jennifer dort steht und grüne Tannäste auf den brennenden Holzstoss legt. Vom Fenster meines Wagens aus schaue ich hinüber. Im unabsehbar sich hindenehenden Waldmeer steht verloren, hoffnungslos verloren, dieses kleine Feuerzeichen, dieser rührende Gruss, den Jennifer mir nachschickt in die «real world».

Als von der Lokomotive vorn das Schellengebimmel ertönt und der Zug vorwärts zu stottern beginnt, erfasst der Wind die Spitze der schwankenden Rauchsäule und biegt sie in unsere Richtung herüber. Der Rauch breitet sich aus, wogt und treibt daher, gegen uns zu, wird zerrissen und flattert hilflos in der blauen Luft, in vielen Armen, die zu uns greifen wollen.

Unsere Lokomotive dagegen stösst mächtige Wolken aus, die sich majestätisch wie Luftschiffe über die Tannengipfel erheben und in hellen Ballen davonschweben. Jennifer wird sie sehen. Dann steigen in kurzen Abständen drei dicke Rauchwolken von ihrem Feuer hoch, eine Weile noch kräuselt sich ein ganz feines, graues Bändchen empor, und dann liegt das weite Tal ohne eine Spur von Leben.

Jennifer muss Schnee auf die brennenden Äste geworfen und das Feuer verlöscht haben. Und irgendwo da draussen wird sie jetzt neben den schwarzen, verkohlten Überresten im Schnee stehen und sich mit ihrer Sehnsucht nach der Welt so vergessen und verloren vorkommen wie die kalte Feuerstelle neben ihr.

Da kommt man nach Amerika und macht sich so seine Vorstellung von Wolkenkratzern und Jazzmusik, von rasenden Autos, Maschinengewehren und gummikauenden Schönheiten Marke Hollywood; eine Vorstellung von Diktiermaschinen, grosslettrigen Zeitungen und Hetze um Sekunden; als guter Europäer fühlt man sich etwa so wie weiland Tacitus unter den Germanen, und dann kann es einem passieren, dass man am Fenster eines Zuges steht, über die Wälder wegschaut, und zu sich selbst sagt: Trottel, Trottel, Barbar, elender! und dass man auf keine Art begreifen kann, wie es möglich war, an zwei Händen, die sich nach einem ausstreckten, vorbeizulaufen, nur weil man eine Minute oder auch nur eine halbe schinden wollte. Als ob davon etwas abhinge!

Ja, das kann vorkommen.

Und dann gehen einem vielleicht plötzlich die Augen auf für Dinge und Welten, gegen die man sich sonst gern mit Scheuklappen versieht, und von denen man vielleicht als kleiner Junge wach und später nur noch am äussersten Rand des Unbewussten geträumt hat.

Diese Bubenträume nehmen plötzlich wieder Gestalt an. Sie stehen gegenständlich, greifbar vor einem und warten nur, dass man die Hand ausstreckt, dass man den Schritt aus seinem wohltemperierten Lebensraum hinaus tut und sich zu ihnen hinstellt.

Für einen Moment scheint sich dann alles zu verschieben. Die Werte, nach denen man das Leben zu beurteilen pflegt, sind plötzlich in Frage gestellt. Und plötzlich bekommt man eine Art Angst, dass der Weg, auf dem man mit so festen Schritten schreitet, an kein Ziel führt.

«What about a little poker?» wollen die Freunde wissen.

Schlussendlich, warum nicht?